

WIRTSCHAFT – KULTUR – GESCHICHTE: POSITIONEN UND PERSPEKTIVEN

Achim Landwehr

Kulturgeschichte und Wirtschaftsgeschichte muten derzeit wie zwei entfernte Verwandte an, die mehr oder minder eifrig darum bemüht sind, einen unterbrochenen Kontakt mühsam wieder aufzunehmen. Wie bereits in der Einleitung zu diesem Sammelband ausreichend zum Ausdruck gebracht wurde (und wie auch andere Veröffentlichungen zu dieser Diskussion hinreichend deutlich machen¹), ist das Verhältnis dieser beiden Perspektivierungen alles andere als einfach. Man muss immer noch den Eindruck haben, dass sich hier zwei Entfremdete unterhalten, die sich eigentlich wenig zu sagen haben, weil ihre Grundvoraussetzungen zu verschieden sind.

Dass man aber diesen metaphorisch formulierten Befund in dieser Form nicht gänzlich unwidersprochen stehen lassen kann, wird einerseits durch die Diskussion belegt, die seit einiger Zeit – wenn auch noch etwas gemächlich – zwischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte in Gang gekommen ist, andererseits aber auch durch die Beiträge des vorliegenden Bandes, die erkennen lassen, dass es nicht ausschließlich konzeptionelle Überlegungen, sondern zunehmend empirische Studien sind, die hier eine Rolle spielen. Lässt man die hier versammelten Aufsätze mit Blick auf die Fragestellung Revue passieren, welche Gestalt das zarte Pflänzchen der Zusammenarbeit zwischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte annimmt und welche weiteren Entwicklungsmöglichkeiten es hat, dann lassen sich – wenn auch etwas vergrößert – drei Kategorien bilden: Erstens fallen die Bemühungen der Wirtschaftsgeschichte auf, kulturhistorische Fragen stärker in den eigenen Kanon zu integrieren; zweitens wenden sich – wenn auch immer noch vereinzelt – Kulturhistorikerinnen und Kulturhistoriker wirtschaftlichen Gegenständen zu; und drittens muss man sich angesichts der ersten beiden Punkte die Frage stellen, ob sich auf Grundlage dieses Status quo tatsächlich neue Perspektiven gewinnen lassen und welche vielversprechenden neuen Wege eingeschlagen werden könnten.

1 Siehe dazu Berghoff/Vogel: Kulturgeschichte; vgl. auch die Diskussion über „Kultur in der Wirtschaftsgeschichte“ in: VSWG, 94 (2007), S. 173–188.

1. WIE KOMMT DIE KULTUR IN DIE WIRTSCHAFT?

Auf welche Art und Weise kommen also kulturelle Fragestellungen in die Wirtschaftsgeschichte? Mit Blick auf die hier versammelten Beiträge scheint es insbesondere der Zusammenhang von Ökonomie, Institutionen und kulturellen Faktoren zu sein, der größere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Dadurch können einerseits etablierte Forschungsthemen beibehalten, diese andererseits aber durch unverzichtbar erachtete Facetten erweitert werden. Die Forschungsperspektiven, die sich dadurch eröffnen, zeigen einige der Beiträge deutlich auf: Margrit Schulte Beerbühl konzentriert sich anhand der Auswanderung deutscher Kaufmannsfamilien nach London seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auf die Bedeutung der Institutionen Verwandtschaft und Familie für die Ausbildung von letztlich global agierenden Handelsnetzen – eine Fragestellung, mit der nicht zuletzt auch die Konstitution von Zeiten und Räumen in den Blick gerät. Auch Oliver Schulz geht es anhand der Familie von Elverfeldt aus der Grafschaft Mark um die (adlige) Familie im Schnittpunkt von Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Er stellt Familie und Memorialfunktion als zentrale Merkmale adligen Selbstverständnisses dar, die große Bedeutung für die Entscheidungsspielräume adliger Unternehmer haben. Dass sich kulturelle Interessen innerhalb der Wirtschaftsgeschichte offenbar mit Vorliebe familialen oder personalen Forschungsgegenständen zuwenden, unterstreicht darüber hinaus auch der Beitrag von Christian Marx, der sich auf Paul Reusch als Vorstandsvorsitzenden der Gutehoffnungshütte und dessen Möglichkeiten der Führung eines Familienunternehmens konzentriert. Schließlich lässt sich auch Stefan Gorißen auf das Problem der Herausbildung des Kommissions- und Speditionshandels als einer spezifischen ökonomischen Institution ein, die sich im Zusammenspiel von wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Faktoren herausgebildet hat.

Es ist sicherlich kein Zufall, dass sich all diese Beiträge explizit auf die Neue Institutionenökonomik beziehen. Hier scheint – wie die genannten Beiträge ja auch konkret belegen können – aus Sicht der Wirtschaftsgeschichte ein Angebot vorzuliegen, das neue Perspektiven eröffnet. Doch gerade mit Blick auf diese Neue Institutionenökonomik kann von kulturhistorischer Warte nicht auf die Bemerkung verzichtet werden, dass auffallender Weise das kulturwissenschaftliche Know-how nicht immer bei den Kulturwissenschaften abgeholt, sondern teils in Abgrenzung von eben diesen Theoriewentwicklungen entworfen wird. Darin mag fraglos ein gewisser Reiz liegen, erleichtert aber die Diskussion zwischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte nicht unbedingt. Dieser Zustand birgt zudem die Gefahr in sich, auf wirtschaftshistorischer Seite Debatten wiederholen zu müssen, die auf kulturhistorischer Seite möglicherweise längst ausdiskutiert sind. Daher wäre sowohl an die Wirtschafts- wie auch an die Kulturgeschichte der dringende Appell zu richten, das Rad der jeweils Anderen nicht neu erfinden zu wollen, sondern die jeweiligen Forschungsansätze – selbstredend in kritischer Absicht – nicht nur zur Kenntnis, sondern auch ernst zu nehmen. So wie die Wirtschaftsgeschichte den Kulturbegriff nicht neu entwerfen muss, so wäre es auch von der Kulturge-

schichte vermessen, ein Verständnis von Ökonomie zu formulieren, das ohne die Wirtschaftswissenschaften auskäme.

Besieht man sich die Situation der gegenseitigen Wahrnehmung von Kultur- und Wirtschaftsgeschichte etwas näher, werden weitere Probleme offenbar. Dies betrifft beispielsweise den zuweilen als ominös behandelten Kulturbegriff. Man muss nämlich unweigerlich den Eindruck gewinnen, dass die Entwicklung von Kulturbegriffen in beiden Bereichen parallel zueinander und zu einem gewissen Grad auch unabhängig voneinander stattfindet. Nicht dass die kulturwissenschaftliche Diskussion in der Wirtschaftsgeschichte nicht wahrgenommen würde, aber sie wird wohl entweder als wenig relevant erachtet oder hat mit dem einen oder anderen Ressentiment zu kämpfen. Das Verständnis kultureller Fragen, wie es sich derzeit in der Wirtschaftsgeschichte präsentiert, ist also nicht zuletzt eines, das innerhalb der Wirtschaftsgeschichte selbst entwickelt wurde und nur partielle Verbindungen mit der Kulturgeschichte aufweist.

Besonders deutlich wird dies anhand der Wertschätzung, die der genannten Neuen Institutionenökonomik in diesem Zusammenhang entgegengebracht wird. Zwar hat gerade Clemens Wischermann in einem viel beachteten Beitrag für eine kulturwissenschaftliche Erweiterung der Neuen Institutionenökonomik plädiert und damit zahlreiche Anregungen gegeben,² aber ein wichtiger Umstand ist dabei nicht zu übersehen: Mit einem solchen Ansatz verbleibt die Wirtschaftsgeschichte auf der Ebene der Institutionen, ohne die weit reichenden Möglichkeiten kulturhistorischer Fragestellungen gänzlich auszunutzen, die sich auch abseits solcher institutioneller Verfestigungen bewegen. Es kann gar kein Zweifel daran bestehen, dass Institutionen auch und gerade unter kulturhistorischer Perspektive ein eminent wichtiger Gegenstand sind. Aber die Etablierung kultureller Formationen schlägt nicht immer den Weg der Institutionalisierung ein, sondern kennt zahlreiche andere Formen. Zudem lässt sich der Eindruck nicht ganz aus dem Weg räumen, dass die Neue Institutionenökonomik ihren Gegenstand – also die ökonomischen Institutionen – immer schon als gegeben voraussetzt, anstatt ihn unter kulturwissenschaftlicher Perspektive an sich erst zum Problem zu machen (obwohl es gerade das ist, wofür Wischermann plädiert).

Was von wirtschaftshistorischer Seite daher erst in Ansätzen zur Sprache kommt, ist die originäre kulturhistorische Frage nach den Sinndimensionen und Bedeutungsformen in historischen Konstellationen. Kulturelle Aspekte können vor diesem Hintergrund keinesfalls reduziert werden auf die so genannten ‚weichen Faktoren‘ (z.B. Vertrauen, informelle soziale Beziehungen, etc.), sondern müssen ernsthafter und weitgehender danach fragen, auf welche Weise das Ökonomische kulturell produktiv wirkt und soziokulturell wirksame Bedeutungsformen hervorbringt, indem z.B. ökonomische Prinzipien zu positiv besetzten Werten aufsteigen, die auch außerhalb des ökonomischen Bereichs Geltung erlangen, oder indem nur kulturell zu erklärende Symbolisierungen (Stichwort: Geld) das gesellschaftliche Miteinander bestimmen, oder indem das Ökonomische völlig veränderte Verständnisse von Zeit und Raum zu produzieren in der Lage ist.

2 Wischermann: Institutionenökonomik.

Auch im Rahmen der in diesem Band versammelten Beiträge ist nicht zu übersehen, dass ‚Kultur‘ nicht selten als eine ‚zweite Natur‘ verstanden wird, als ein Überbauphänomen, das ‚dem Eigentlichen‘, mithin dem wirtschaftlichen Handeln sowie den ökonomischen Strukturen und Prozessen, übergestülpt wird. Kulturelle Aspekte sind als tatsächlich integrale Bestandteile wirtschaftlicher Vorgänge auch in der Wirtschaftsgeschichte noch nicht angekommen. So ist – um ein Beispiel in keineswegs denunzierender Absicht herauszugreifen – von Christian Marx in seinem Beitrag über Paul Reusch zwar hervorgehoben worden, dass auch die Wirtschaftsgeschichte sich stärker mit Institutionen auseinanderzusetzen habe, die nicht zuletzt auf kulturelle Prozesse zurückgingen, womit er im Sinne der Neuen Institutionenökonomie vor allem Vertrauen, soziales Kapital und Netzwerke im Blick hat; zugleich wird aber sowohl in der konzeptionellen Anlage wie auch im empirischen Vorgehen der Studie deutlich, dass solche kulturellen Faktoren noch vornehmlich als vorsichtige Erweiterungen klassischer wirtschaftsgeschichtlicher Themenstellungen verstanden werden. Die Figur der Wirtschaftslenkers Paul Reusch steht in ihrem weitgehend autonomen Handeln weiterhin im Mittelpunkt, erweitert durch einige kontextualisierende Einordnungen, die einen Schritt auf dem Weg zu einer echten Kooperation von Wirtschafts- und Kulturgeschichte darstellen, bis zu deren tatsächlicher Umsetzung jedoch noch eine gewisse Strecke zurückzulegen haben.

2. WIE KOMMT DIE WIRTSCHAFT IN DIE KULTUR?

Haben wir es auf der einen Seite mit dem Problem zu tun, dass im Kontext wirtschaftshistorischer Arbeiten kulturelle Aspekte noch nicht im Sinne der Kulturgeschichte integriert worden sind, so ist mein Eindruck, dass sich das Problem in umgekehrter Richtung nochmals in verschärfter Art und Weise stellt – denn die Kulturgeschichte hat sich bisher so gut wie gar nicht darum bemüht, wirtschaftliche Fragestellungen in Angriff zu nehmen. Ohne Frage lassen sich auch für diese pauschalisierende Aussage Gegenbeispiele anführen, die in ihrer (überschaubaren) Gesamtheit die Tendenz jedoch eher bestätigen, dass nämlich die Ökonomie immer noch nicht im Kern der Kulturgeschichte und der Kulturwissenschaften insgesamt angekommen ist.³ Dass dies aus vielerlei Gründen bedauerlich ist, muss kaum ausgeführt werden, denn dazu ist die Relevanz, die der Wirtschaftssektor für unser aller Leben hat, viel zu gravierend. Diesem Phänomen auch von kulturwissenschaftlicher Warte nachzugehen, ist nicht zuletzt eine Intention dieses Bandes. Wenn aber die Wirtschaft zum Gegenstand kulturhistorischen Fragens wird, dann stellt sich nicht selten unter umgekehrten Vorzeichen dasselbe Problem, das sich auch auf wirtschaftsgeschichtlicher Seite beobachten lässt, dass also wirtschaftswissenschaftliches Know-how nicht vorhanden ist oder nicht in Anspruch genommen wird. Vielfach liegt dies an mangelnden Kenntnissen, die zu erwerben

³ Ein eindrückliches Gegenbeispiel, das institutionell allerdings der Soziologie zuzuordnen ist, ist Stäheli: Spekulation.

für beide Seiten aufgrund des nicht geringen Anspruchs alles andere als einfach ist. Auf kulturhistorischer Seite sind es die allgemeinen theoretischen Diskussionen, die auf Nicht-Eingeweihte durchaus abschreckend wirken können, auf wirtschaftshistorischer Seite sind es die ökonomischen (und auch ökonomischen) Theorien und Modelle, welche die Lektüre zuweilen mühsam werden lassen.

Die Herausforderung kulturhistorischer Forschungsansätze, sich ökonomischer Themen anzunehmen, stellt sich daher mindestens zweifach: Neben die generelle Bereitschaft, die Bedeutung wirtschaftlicher Fragen für den Bereich der Kulturgeschichte nicht nur zu akzeptieren, sondern zu einem zentralen Anliegen zu machen, muss der Wille treten, sich aus kulturhistorischer Warte mit ökonomischer Theoriebildung auseinanderzusetzen – und zwar nicht nur, weil dies eine notwendige Voraussetzung für das Verständnis basaler Vorgänge ist, sondern weil auf diese Weise erst tatsächlich Vorgänge im Bereich des Wirtschaftlichen kulturwissenschaftlich gespiegelt werden können. Andernfalls besteht weiterhin die Gefahr, dass der wechselseitig geäußerte Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht wirklich ausgeräumt werden kann. So wie man seitens der Kulturgeschichte wirtschaftshistorischen Ansätzen entgegenhalten kann, sie befassten sich nicht selten mit Kultur als einem Rand- oder Oberflächenphänomen, so müssen sich kulturhistorische Arbeiten das Argument gefallen lassen, dass wenn sie sich schon auf die Wirtschaft einlassen, sie sich doch eher mit deren Randbereichen beschäftigen.

Dass man Werbung hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Geschichte des 20. Jahrhunderts kaum als Randphänomen betrachten kann, verdeutlichen die Beiträge von Sandra Schürmann und Elena Brenk. Während Schürmann Werbung (auch) als ein Medium der Kommunikation von Herstellern und Unternehmen mit ihren Konsumentinnen und Konsumenten deutet und sich in diesem Zusammenhang für die Wechselwirkung von kulturellen Deutungen und unternehmerischem Handeln am Beispiel der Zigarettenfabrik Reemtsma interessiert, geht es Brenk um die Frage der ‚Produktkommunikation‘ am Beispiel der Werbung. In welcher Art und Weise, so wird am Beispiel der Kosmetikmarke ‚Toscana‘ untersucht, können Produkte auf wachsenden Konsumgütermärkten erfolgreich (oder eben auch erfolglos) sein, die aus der Sphäre des reinen Konsums und der Befriedigung von Grundbedürfnissen herausgetreten sind? Und auch wenn der Gegenstand der Werbung nicht ernsthaft als marginal bezeichnet werden kann, so ist er doch auch nicht in der Lage, den Vorwurf zu entkräften, kulturhistorische Arbeiten konzentrierten sich auf ‚das Weiche‘ und ‚das Randständige‘, da er nicht in das wirtschaftliche Kerngeschäft zielt.

3. AUF DEM WEG ZU EINER WIRTSCHAFTSKULTURGESCHICHTE

Angesichts solcher Probleme müsste das Ziel die Formulierung eines historischen Ansatzes sein, der nicht künstlich zwischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte trennt, sondern tatsächlich an den Problemen und Gegenständen orientiert ist und anerkennt, dass keine historische Behandlung ohne kulturelle und wirtschaftliche (und gesellschaftliche und politische und rechtliche und technische ...) Betrachtung

tungsweisen auskommt. Die eigentliche Frage scheint mir daher nicht mehr in der Entscheidung zu bestehen, ob nun Kultur- oder Wirtschafts- oder Sozial- oder Politik- oder welche Bindestrich-Geschichte auch immer für sich genommen ‚wichtig‘ ist oder welchem Ansatz nun der Vorzug zu geben ist.⁴ Das sind Sandkastenspiele mehr oder minder großer Buben und Mädchen um die schönsten Förmchen und die größte Sandburg. Ein Ergebnis der Diskussionen, die sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten anhand der Kulturgeschichte entzündet haben (aber im Kern natürlich nicht nur die Kulturgeschichte betreffen), ist die Einsicht in die grundlegende Nutzlosigkeit solcher kompetitiver Eigentlichkeits-Diskussionen, welcher Ansatz nämlich der ‚eigentlich‘ bessere und relevantere sei.⁵ Ohne Zweifel muss sich jede historische Perspektivierung der Herausforderung stellen, ihre Qualitäten und Erkenntnismöglichkeiten zu belegen. Wenn dies aber nach einer gewissen Prüfungsphase tatsächlich gelungen ist, sollten Grundsatzdiskussionen über die Lufttheorie über den akademischen Schreibtischen ad acta gelegt werden. Der geschichtswissenschaftliche Alltag, der sich abseits von Grundlagendebatten abspielt, belegt ja auch nachdrücklich, dass es bei der Pluralität der unterschiedlichen Ansätze überhaupt kein Problem gibt.

Aber gerade der Gegenstand einer Diskussion beziehungsweise Kooperation zwischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte macht deutlich, dass es keineswegs genügen kann, auf der bunten Blumenwiese der Geschichtswissenschaft einfach nur friedlich nebeneinander zu existieren. Denn der Pluralität der Ansätze das Wort zu reden, ist noch nicht einmal der erste Schritt in die richtige Richtung, sondern ist erst die Basis für eine produktive Fortführung theoretischer, methodischer und konzeptueller Überlegungen im Rahmen der Geschichtswissenschaft. Sich gegenseitig anzuerkennen und zu respektieren, reicht also nicht hin, vielmehr besteht die tatsächliche Herausforderung darin, in der ernsthaften Auseinandersetzung mit jeweils anderen Ansätzen zu einer produktiven Weiterentwicklung bereits erreichter Positionen zu gelangen, also nicht nur – um beim Gegenstand dieses Sammelbandes zu bleiben, der sich aber ohne weiteres auf andere Zusammenhänge übertragen lässt – ein wenig Kultur in die Wirtschaftsgeschichte oder eine wenig Wirtschaft in die Kulturgeschichte zu transferieren und auch nicht eine gleichberechtigte Kombination beider Ansätze zu unternehmen. Nein, die wirkliche Herausforderung, vor der nicht nur Wirtschafts- und Kulturgeschichte stehen, sondern der sich alle geschichtswissenschaftlichen Perspektivierungen stellen müssen, ist das Erreichen einer ‚dritten Ebene‘, einer dialektischen Auflösung verknöchelter Positionen.

Wie diese ‚dritte Ebene‘ aussehen (oder bezeichnet werden) könnte, kann ich im Moment tatsächlich nicht sagen – dafür sind meine prophetischen Möglichkeiten denn doch zu schwach ausgebildet. Ich denke jedoch, dass es einen konkret zu beschreitenden Weg gibt, um dieses Ziel zu erreichen, und das ist die geschichtswissenschaftliche Praxis.

4 Hardtwig/Wehler (Hg.): Kulturgeschichte Heute; Wehler: Herausforderungen.

5 Wehler: Duell; kritisch hierzu Daston: Praxis.

Der Beitrag von André Holenstein kann verdeutlichen, in welche Richtung sich eine solche Erweiterung anhand der Kooperation zwischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte bewegen könnte. Die in seinem Titel aufgeworfene Frage nach Kartoffel oder Seide ist mehr als nur diejenige nach einer agrarischen Wegmarke im Kontext der Schweizer Geschichte des 18. Jahrhunderts. In konzeptioneller Hinsicht ist damit auch und vor allem die Frage verbunden, welche Bedeutung kulturelle Faktoren für die Entwicklung wirtschaftlicher Produktivität haben und wie wirtschaftliche Transformationen kulturelle Konstellationen beeinflussen. Denn anders als in diesem wechselhaft aufeinander bezogenen Zusammenhang ist es nicht zu erklären, dass sich die Seidenproduktion mittels des Anbaus von Maulbeerbäumen in der Schweiz während des 18. Jahrhunderts trotz entsprechender politischer und sozialer Unterstützung nicht durchsetzen konnte, während der Kartoffel genau dieser Erfolg trotz mancher Bedenken beschieden war.

Was kann uns dieses Beispiel über die weitere Entwicklung der Zusammenarbeit von Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeschichte lehren? Zunächst einmal sollten im besten Fall nicht die Fehler wiederholt werden, die andernorts bereits gemacht worden sind. Denn es lassen sich recht deutliche Parallelen zwischen der auch in diesem Sammelband verhandelten Diskussion mit derjenigen um das Verhältnis zwischen Kultur- und Politikgeschichte feststellen.⁶ So wichtig die zuletzt genannte Diskussion auch war, um das Profil der Kulturgeschichte zu schärfen und insbesondere ihren perspektivischen Zuschnitt zu verdeutlichen, so wenig kann diese Debatte in ihrer Gesamtheit doch befriedigen. Sie hat zwar den Anspruch einer kulturhistorischen Betrachtung des Politischen verdeutlicht, insgesamt wäre es jedoch überzeugender, den Nutzen eines solchen Ansatzes in der historischen Praxis zu erweisen.⁷

Denn wie eine alte Fußballweisheit lehrt: Entscheidend ist auf'm Platz! Ob eine Neubetrachtung der politischen Geschichte unter kulturhistorischen Vorzeichen Sinn macht oder eine engere Kooperation zwischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte Früchte tragen kann, lässt sich nur partiell auf dem Weg methodisch-theoretischer Debatten auffindig machen. Wesentlich überzeugender hinsichtlich der Frage nach dem Sinn (oder Unsinn) solcher Überlegungen sind empirische Studien, die zeigen können, dass es sich einerseits tatsächlich um konzeptionell neue Ansätze handelt, die andererseits neue und überraschende Erkenntnisse zutage fördern.

Selbstredend sind in einem solchen Zusammenhang auch die forschungspolitischen Rahmenbedingungen zu bedenken. Ich muss nicht gesondert die Notwendigkeit von Forschungsansätzen hervorheben, sich auf dem Jahrmarkt konkurrierender Angebote zu behaupten und sich im Kampf um Drittmittel eine möglichst gute Ausgangsposition zu erarbeiten. Diese Umstände führen dazu, dass nicht immer das Ziel wissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern nicht selten die Notwen-

6 Stollberg-Rilinger (Hg.): Kulturgeschichte; Rödder: Klio; Kraus/Nicklas (Hg.): Geschichte; Mergel: Kulturgeschichte der Politik; Landwehr: Diskurs; Nicklas: Macht.

7 Gänzlich unbescheiden möchte ich auf meinen eigenen Versuch in dieser Richtung hinweisen: Landwehr: Venedig.

digkeit forschungspolitischer Profilierung im Vordergrund steht, die sich eher über Abgrenzungen bewerkstelligen lässt und daher einer Kooperation zuweilen entgegensteht (es sei denn, sie erweist sich als neuer, erfolgreicher Forschungsweg, der seinerseits zur Generierung von Drittmitteln eingesetzt werden kann).

Lässt man einmal solche nicht unerheblichen Schwierigkeiten großzügig beiseite und wagt man einen möglicherweise etwas idealisierenden (wie nicht zuletzt auch vagen) Blick in die Zukunft, dann stellt sich die Frage, wie die weitere Kooperation von Wirtschafts- und Kulturgeschichte tatsächlich produktiv vorantreiben könnte. Der Strategiewechsel im Rahmen einer „Wirtschaftskulturgeschichte“ oder einer „Kulturgeschichte des Ökonomischen“ (oder auf welchen Namen dieser Forschungsnachwuchs auch immer getauft werden sollte), für den ich hier plädieren möchte, ist dabei denkbar einfach formuliert, sieht sich aber in der Forschungspraxis mit nicht unerheblichen Hürden konfrontiert: Es geht um eine Verschiebung der Aufmerksamkeiten, die sich weg bewegt von den etablierten Theorie- und Methodentraditionen, um stattdessen den Gegenstand in den Mittelpunkt zu rücken, an den möglichst vielfältige und möglichst diverse Perspektiven herangetragen werden sollen.

Auf etwas naive Weise zum Ausdruck gebracht: Wie wäre es, die bisher geführten methodisch-theoretischen Debatten zunächst einmal beiseite zu legen, um Fragestellungen zu entwerfen, die für eine „Wirtschaftskulturgeschichte“ fruchtbar sein könnten, und zwar sowohl für deren wirtschaftshistorische wie auch für ihre kulturhistorische Sparte? Hierzu gibt es eine übergroße Vielzahl möglicher Problemstellungen, deren Formulierung allein schon einen entscheidenden Schritt auf dem Weg zur Realisierung einer entsprechenden Forschungsrichtung darstellen würde. Wie auch bereits in Beiträgen dieses Sammelbandes angedeutet, ließe sich beispielsweise die Frage nach Zeitmodellen in der Ökonomie stellen, da es sich hierbei um einen ‚Gegenstand‘ handelt, der sowohl kulturell als auch wirtschaftlich (und politisch, technisch, rechtlich etc.) geformt wird und von keiner Seite allein beschrieben werden kann. Eine weitere Möglichkeit wäre es, Orte des Wirtschaftens wie die Börse als Bedeutungsmaschinerie zu betrachten. Dass wirtschaftliches Gebaren – nicht nur auf dem Börsenparkett – viel mit ‚Psychologie‘ oder zutreffender formuliert: mit kulturellen Gegebenheiten zu tun hat, kommt einer Binsenweisheit gleich, ist meines Erachtens aber noch nicht ausreichend problematisiert worden. Als ein nur kultur- und diskurshistorisch zu verstehendes soziales Konstrukt wäre auch ein anderes Gebilde einmal näher unter die Lupe zu nehmen, nämlich ‚der Markt‘.⁸ Unter welchen historischen Bedingungen ist die Rede von diesem ‚Ort‘ (den es nicht gibt) entstanden und welche weit reichenden Auswirkungen hatte und hat seine ‚Existenz‘ für Gesellschaften, die sich ja schon selbst als ‚marktwirtschaftlich‘ organisiert bezeichnen? Dass ‚der Markt‘ nichts weiter ist als eine Metapher, dürfte auf der Hand liegen – aber eine Metapher von erheblicher gesellschaftlicher und politischer Reichweite. Die kulturelle Ausstrahlungskraft der Wirtschaft müsste auch darüber hinaus thematisiert werden, indem generelle Diskurse der Ökonomisierung einer Betrachtung zu unterziehen wären.

8 Bourdieu: Feld; vgl. auch die Hinweise von Wischermann: Institutionenökonomik, S. 21–23.

In diese Richtung könnte beispielsweise eine Untersuchung dessen zielen, was in einer bestimmten historischen Situation als spezifischer ökonomischer Bedarf kulturell verhandelt wird. Was und wie viel ist nötig, um eine lebenswertes Leben zu führen?⁹

Die Formulierung solcher Problemstellungen ließe sich ohne weiteres fortführen. Die Nennung der genannten Themen soll keine wie auch immer geartete Bevorzugung indizieren, sondern den Umriss möglicher Fragestellungen andeuten. Wenn ich daher die Aufzählung möglicher Themen hier bereits vorzeitig abbreche, so um abschließend auf einen weiteren Aspekt aufmerksam zu machen, der mir in diesem Zusammenhang von Bedeutung zu sein scheint. Denn eine Zusammenarbeit von Wirtschafts- und Kulturgeschichte, die ihr Anliegen tatsächlich ernst nimmt, muss sich ebenfalls der Herausforderung neuer Darstellungsmöglichkeiten stellen. Es genügt dann eben nicht mehr eine wirtschaftshistorische Arbeit zu schreiben, die auch kulturelle Aspekte mit in den Blick nimmt, oder eine kulturhistorische Arbeit zu verfassen, die sich nun auch einem ökonomischen Thema annimmt, sondern es gilt – wie bereits angedeutet – Gegenstände ausfindig zu machen, die sich in ihrer Tiefenschärfe erst dann ausloten lassen, wenn sie durch die gleichberechtigte Betrachtung beider Ansätze fokussiert werden. Insofern gilt es in der Darstellung, diesen Gegenständen auch stärker gerecht zu werden, sie nicht von vornherein auf eine bestimmte Betrachtungsweise zu trimmen, sondern in ihrer Vielfältigkeit hervortreten zu lassen. Dies erfordert in gewisser Weise sicherlich Mut, da man sich von etablierten Darstellungsweisen der Geschichtswissenschaft verabschieden muss, um zu einer solchen multiperspektivischen Darstellungsweise zu gelangen. Für diese Darstellungsform existiert keine Blaupause, da sie sich konsequenterweise nach dem Forschungsgegenstand zu richten hat. Aber es wäre sicherlich von Vorteil, wenn sich Historikerinnen und Historiker in diesem Zusammenhang am Vorbild derjenigen orientieren würden, die in Techniken des Geschichtenerzählens wesentlich bewanderter sind als Vertreter der Geschichtswissenschaft, nämlich bei Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Nota bene: Damit soll nun keineswegs der Fiktionalisierung das Wort geredet werden, es geht auch nicht so sehr um die Frage nach Narrativität und/oder Analyse in historischen Arbeiten, sondern tatsächlich um Techniken der Darstellung, denen wir uns alle zu stellen haben.

Und wenn man auf diesem Weg einer Formulierung von Fragestellungen vorangeschritten ist, die unterschiedliche Perspektivierungen auf sich vereinen und die auch neue Darstellungsformen erfordern, dann werden wir möglicherweise eines Tages feststellen, dass es gar nicht mehr um die Frage nach einer Zusammenarbeit von Wirtschafts- und Kulturgeschichte oder um die Verbindung von anderen historischen Ansätzen geht, sondern dass wir eine neue Art gefunden haben, Geschichte zu schreiben, und zwar nicht indem wir mehr oder minder ausführlich, allgemein und abstrakt darüber geredet haben, sondern indem wir etablierte Bahnen verlassen und verhärtete Positionen überwunden haben, um diese neue Form der Geschichtsschreibung schlicht und ergreifend zu praktizieren.

9 Thompson: „Sittliche Ökonomie“; Blicke: Nahrung.

LITERATURVERZEICHNIS

- Berghoff, Harmut/Vogel, Jakob*: Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels, Frankfurt a.M. 2004.
- Blickle, Renate*: Nahrung und Eigentum als Kategorien in der ständischen Gesellschaft, in: Winfried Schulze (Hg.): Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, München 1988, S. 73–93.
- Bourdieu, Pierre*: Das ökonomische Feld, in: ders. u.a. (Hg.): Der Einzige und sein Eigenheim. Schriften zu Politik und Kultur, 3. Aufl., Hamburg 1992, S. 185–222.
- Daston, Lorraine*: Die unerschütterliche Praxis, in: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hg.): Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft, Frankfurt a.M./New York 2000, S. 13–25.
- Hardtwig, Wolfgang/Wehler, Hans-Ulrich* (Hg.): Kulturgeschichte Heute, Göttingen 1996.
- Kraus, Hans-Christof/Nicklas, Thomas* (Hg.): Geschichte der Politik. Alte und neue Wege, München 2007.
- Landwehr, Achim*: Die Erschaffung Venedigs. Raum, Bevölkerung, Mythos 1570–1750, Paderborn u.a. 2007.
- Landwehr, Achim*: Diskurs – Macht – Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen, in: Archiv für Kulturgeschichte, 85 (2003), S. 71–117.
- Mergel, Thomas*: Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: Geschichte und Gesellschaft, 28 (2002), S. 574–606.
- Nicklas, Thomas*: Macht – Politik – Diskurs. Möglichkeiten und Grenzen einer Politischen Kulturgeschichte, in: Archiv für Kulturgeschichte, 86 (2004), S. 1–25.
- Rödter, Andreas*: Klios neue Kleider. Theoriendebatten um eine neue Kulturgeschichte der Politik in der Moderne, in: Historische Zeitschrift, 283 (2006), S. 657–688.
- Stäheli, Urs*: Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie, Frankfurt a.M. 2007.
- Stollberg-Rilinger, Barbara* (Hg.): Was heißt Kulturgeschichte des Politischen? Berlin 2005.
- Thompson, Edward P.*: Die „sittliche Ökonomie“ der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert, in: Detlev Puls (Hg.): Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1979, S. 13–80.
- Wehler, Hans-Ulrich*: Das Duell zwischen Sozialgeschichte und Kulturgeschichte. Die deutsche Kontroverse im Kontext der westlichen Historiographie, in: Francia, 28 (2001), S. 103–110.
- Wehler, Hans-Ulrich*: Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998.
- Wischeremann, Clemens*: Von der „Natur“ zur „Kultur“. Die neue Institutionenökonomik in der geschichts- und kulturwissenschaftlichen Erweiterung, in: Karl-Peter Ellerbrock/Clemens Wischeremann (Hg.): Die Wirtschaftsgeschichte vor der Herausforderung durch die New Institutional Economics, Dortmund 2004.